

Ziebroer Anzeiger

Veränderungen im Welthandel.

Den Bericht, den das Board of Trade veröffentlicht hat, bezieht sich selbstverständlich auf den britischen Außenhandel. Aber die Veränderungen, die der britische Außenhandel gegenüber 1913 erlitten hat, sind doch für die Gesamtheit der europäischen Wirtschaft so typisch, daß es sich einmal lohnt, sich mit den wichtigsten Ergebnissen dieser vergleichenden Außenhandelsstatistik vertraut zu machen.

Man erfährt zunächst etwas über die prozentuale Verteilung des britischen Außenhandels: Großbritannien kaufte im Jahre 1913 75,13 Prozent der eingeführten Güter aus fremden Ländern; 24,87 Prozent aus britischen Ländern. Im Jahre 1929 betragen die entsprechenden Ziffern 73,88 und 26,12 Prozent. Diese geringe Zunahme des Anteils der britischen Länder hat jedoch nichts mit der Vermehrung des britischen Kolonialbesitzes zu tun. Der Handel mit Irland ist aus diesen Vergleichen überhaupt ausgeschlossen, und die Mandatgebiete sind, um den Vergleich durchzuführen, unter die fremden Länder gerechnet worden. Also auch unter diesen Vorbehalten macht sich nun auch ungeachtet bei der britischen Ausfuhr dieselbe Tendenz geltend, allerdings in etwas härterer Maße. Im Jahre 1913 führt Großbritannien 62,82 Prozent seiner Gesamtumsatz in fremde Länder, 37,18 Prozent in britische Gebiete. 1929 waren es nur noch 59,00 und 41,00 Prozent. Am den Vergleichen zu veranschaulichen seien hier noch die Wiederausfuhrungen genannt, bei denen die Relationen fast gar nicht verlohren haben, an denen die fremden Ländern 1913 mit 87,58 und die britischen Gebiete mit 12,42 Prozent beteiligt waren, während das gegenwärtige Verhältnis 87,19 und 12,81 Prozent beträgt.

Was nun die Verteilung des britischen Handels über die verschiedenen Kontinente anlangt, so importierte Großbritannien 1913 40,53 Prozent Waren europäischer Herkunft, 6,10 Prozent aus Afrika, 12,71 Prozent aus Asien, 29,88 Prozent aus Nordamerika, 9,06 Prozent aus Südamerika und 7,74 Prozent aus Ozeanien. Inzwischen ist der Anteil Europas geringer geworden, nämlich 37,45 Prozent im Jahre 1929. Der Anteil Afrikas hat sich etwas vergrößert auf 7,49 Prozent, ebenfalls der Anteil Asiens auf 12,75 Prozent, der Anteil Südamerikas auf 10,24 Prozent und der Anteil Ozeanien auf 9,03 Prozent. Die Ziffer, die 1929 für den Anteil Nordamerikas angegeben wird, nämlich 22,94 Prozent, liegt unter der Vorkriegsquote, dürfte aber infolgedessen eine Ausnahme darstellen, als sie die steigende Aufwärtsentwicklung dieser Quote, die nach 1929 24,08 Prozent erreichte, پیشig unterbricht, was offenbar auf den Ausfall der kanadischen Weizenverfälschungen zurückzuführen ist. Was nun den britischen Export anlangt, so ist ebenfalls festzustellen, daß gegenüber einem Anteil Europas von 34,64 Prozent ein Rückgang auf 31,30 Prozent im Jahre 1929 vorliegt.

Gelungen ist auch der Anteil des asiatischen Marktes, nämlich von 25,20 auf 22,50 Prozent, während der Anteil Nordamerikas von 11,99 auf 11,76 Prozent, der Anteil Südamerikas von 9,60 auf 9,80 Prozent und der Anteil Ozeanien von 8,01 auf 11,03 Prozent gestiegen ist. Immerhin ist dabei zur Ergänzung festzustellen, daß der Anteil Europas aus der englischen Einfuhr in den letzten Jahren langsam wieder ansteigt und daß dasselbe von der englischen Ausfuhr nach Europa gilt, und was im übrigen die Wiederausfuhr anlangt, an der Europa 1913 mit 56,02 Prozent beteiligt war, jetzt sie nach dem Kriege eine starke Erhöhung, die sich dauernd steigert und jetzt 68,57 Prozent erreicht hat.

Im einzelnen interessiert natürlich besonders das Verhältnis zu Deutschland. England kaufte im Jahre 1913 für rund 81 Millionen Pfund deutsche Ware, Deutschland war mithin Englands größter europäischer Lieferant und in bezug auf den gesamten Weltmarkt der zweitgrößte, da die Vereinigten Staaten von Amerika schon vor dem Kriege 144 Millionen Pfund nach England exportierten. In den letzten drei Jahren hat sich die deutsche Einfuhr nach England mächtig erhöht. Sie betrug 1927 60 Millionen Pfund, 1928 63,7 Millionen Pfund und steht mit 68,8 im Jahre 1929 wieder an der Spitze der europäischen Lieferanten Englands. Die Dinge liegen sehr verhältnismäßig so, daß Frankreich für 69,4 Millionen Pfund Ware nach England verkauft, die Niederlande für 60,4, Dänemark für 56,2, Belgien für 44,3, Rußland für 28,1, Schweden für 25,7, Spanien für 22,1, Italien für 16,9, um die wichtigsten zu nennen.

Während Deutschland im Jahre 1913 Englands größter europäischer Lieferant und zugleich sein größter Kunde war, denn es fand mit 41,3 Millionen Pfund an der Spitze der englischen Ausfuhr nach europäischen Ländern, wird es heute als Käufer englischer Waren von Frankreich um einen geringen Betrag übertroffen, das im Jahre 1929 für 38,7 Millionen Pfund englische Waren kaufte, während Deutschland für 37,1 Millionen Pfund von dort bezog. Was den außereuropäischen Handel Englands anlangt, so fällt zunächst die außerordentlich starke Behinderung gegenüber den Vereinigten Staaten von Amerika auf. Schon im Jahre 1913 kaufte England in den Vereinigten Staaten von 143,9 Millionen Pfund Waren und lieferte dorthin nur für 30,5 Millionen Pfund, im Jahre 1927 sind die entsprechenden Ziffern 202,7 und 46,8, im Jahre 1928 190,8 und 47,9, und im Jahre 1929 197,9 und 46,8. Im übrigen ist die Entwicklungstendenz eine folgende: Die englische Einfuhr aus Argentinien, Cuba und Uruguay geht in den letzten Jahren etwas zurück, während die aus Argentinien, Brasilien und Chile steigt. Was die englische Ausfuhr anlangt, so steigt sie gegenüber Chile und sinkt gegenüber Brasilien und Argentinien. Der oben erwähnte Rückgang des Anteils des asiatischen Marktes an der britischen Ausfuhr wird durch einen geringfügigen

gen Rückgang der Exporte nach Japan und China, in der Hauptsache aber durch einen starken Rückgang der Exporte nach Indien erklärt. Der Export Großbritanniens nach Indien ist zwar ziffermäßig etwas größer als 1913, nämlich 84,2 Millionen Pfund gegenüber 74,5. Aber er ist doch in den letzten Jahren stark gesunken, nämlich von 90,9 Millionen Pfund im Jahre 1927 auf 89,8 Millionen Pfund 1929 und 84,2 Millionen Pfund im Jahre 1929.

Weltrevolution am 6. März.

Sungernerische nach Berlin.

— Berlin, 5. März.

Die kommunistische Partei Deutschlands hat eine große Affäre bedingend nötig, um ihre Kräfte zusammenzufassen, die gerade in den letzten Wochen zu zerstreuen begannen. Aus den verschiedensten Städten des Reiches kommen Nachrichten über Aufspaltungen von der Partei und Wegirrigung von Sondergruppen oder Austritte mehr oder weniger prominenter Parteimitglieder, die sich teils der Sozialdemokratie anschließen, teils isoliert bleiben, auf alle Fälle aber der kommunistischen Bewegung verloren sind. Man hält es daher für nötig, sich selbst und der Umwelt die ungeheure Kraft der Partei möglichst sinnfällig zu demonstrieren.

Für diesen Zweck ist der 6. März gewählt, an dem in der Reichshauptstadt und an anderen Orten große Demonstrationen stattfinden sollen. Der Spitzengedanke, der in der Vorbereitung dieser Kundgebungen deutlich zu hören ist, geht dahin, daß es gelingen möchte, Zusammenkünfte und Umzüge zu provozieren und eine neue Welle der Vorgänge zu schaffen, die im Mai des vergangenen Jahres Berlin und andere Städte in Unruhe versetzte. Man glaubt die gespannte politische Lage und die besonders trübselige Situation des Arbeitsmarktes auszunutzen zu können, und die starke Aktivität nicht die Hoffnung, daß es auf irgendeine Weise gelingen müßte, Unordnung zu schaffen und im Trüben zu fischen.

Es gibt freilich auch in der Reihen der kommunistischen Partei Funktionäre einer solchen kommunistischen Affäre, und unmittelbar vor dem in Aussicht genommenen Termin für März hat die Strafe infolge einer theoretischen Auseinandersetzung in Gang gekommen zwischen dem anlässlich aus der Partei ausgeschlossenen Berliner Funktionären und der Parteileitung. Die Fragen, die nun den Streitigkeiten an die verantwortlichen Parteimitglieder gestellt werden, zeigen deutlich die Zweifel an der Richtigkeit und an den Aussichten der von Mostan diktierten Methoden.

Schon diese innere Unklarheit sollte dafür bürgen, daß auch diesmal die kommunistische Affäre zusammenbrechen wird, umso mehr, wenn die jetzt berufenen Anführer, die selbst durch die Erfahrungen von vergangenen Mal, die Absicht richtig handhaben und wenn sie sich auf die einmütige Unterstützung der kaiserhaltenden Elemente aus allen anderen Parteien stützen können.

Evas Entführung

(23. Fortsetzung.)

Maman von Hans Paul. (Manuskript verboten.)

Dieses Brief- und Befragungsschreiben hatte die Frau, deren Heiratsvertrag nicht einmal gelesen. Der Notar sandte es an den Absender mit diesem energiegelassen Befragungsschreiben zurück:

„Namens und im Auftrag der Frau Professor Winterthur, Berlin-Nikolassee, sende ich Ihnen den von meine Mandatarin gerichteten Brief anbei zurück mit dem Bemerkung, daß Frau Professor Winterthur keinerlei Mitteln lungen — welcher Art sie auch sein — von Ihnen wünscht. Hochachtungsvoll: Kleinholz, Notar.“

Dieter wurde rot und blaß. Schweigend steckte er den Brief in seine Brusttasche.

„Sie schicken dir meinen Brief ungelesen zurück. Ich kann es mir denken. Ein Teufelsweib.“

Die Baronin schaltete die Fächer, zog aus ihrer Zigarre die Wulsten, die sie während über den Tisch hindröckelte. Beide schwiegen erneut.

Dann begann die Baronin wieder, und Dieter bemerkte es an ihrem Tone: Sie zwang sich, ruhig zu bleiben. „Jetzt höre einmal, du! Wir sehen doch, die Frau ist hinter Gekrümmten. Ruff, egalitäts — und ich lauge es mit voller Überzeugung: niederträchtig, bewußtlich. Wenn du das erant hast — und das hast du wohl, nicht wahr? — so fällt jetzt einfach die Pflicht auf dich, dein Kind aus solchen Händen zu retten. Sie soll sie dars, dein Kind nicht in ihrer eigenen Art großziehen. Das darf bu nicht haben. Darff es nicht zugehen! Jetzt hast du einfach die Pflicht — hörst du, Mann? — Ich lauge, die Pflicht, dein Kind aus solchen Händen zu retten. Dein Mädel darf nicht so werden, wie diese Frau ist. Jetzt verlange ich von dir, rufe nach Berlin, nimm ihr das Kind ab — mit Gewalt oder List — wenn kein anderer Weg bleibt.“

„Ich mache mich strafbar, Mutter.“

„Woh ist wirklich solche Gehege? Ich kann das faum glauben. Das moralische Recht ist auf deiner Seite. Das wird doch — das muß doch jeder vernünftige Richter erkennen und zugeben. Das moralische Recht ist d das natürliche. Sollte man diesen Standpunkt det euch in Deutsch-

land nicht anerkennen, so ließe ich mich trotzdem von seinen Bedenken hindern, wenigstens zu versuchen, mir mein Recht zu holen. Was kann dir geschehen?“

„Ich kann wegen Entführung mit Gefängnis bestraft werden. So steht es im Gesetz. Ich habe mir das Deutsche Strafgesetzbuch kommen und viele Bestimmungen darin gefunden.“

„Wieviel Gefängnis steht darauf?“

„Das ist im Gesetz nicht bestimmt. Dort steht: Gefängnis. Der Richter bestimmt das Maß. Einen Tag — oder einen Monat oder ein Jahr.“

„Im — gleichgültig. Die Frau sagt dir den Kampf an, jetzt ist jeder Verhandlung abgelehnt, schick dir deinen Brief zurück. Gib mal her. So will ich lesen.“

Dieter zog den Brief aus seiner Brusttasche, gab ihn der Baronin.

„Reich mir mal meine Briefe, dort auf dem Schreibtisch liegt sie.“

Dieter hatte das Verlangen. Die Baronin setzte die Hornbrille auf, öffnete mit dem Fingerring Dieters Brief, las ihn aufmerksam. Dabei rangte sie wie ein Schlot.

„Dieter, deine Briefe habe sorgfältig auf. Steh ihn zu dir, wenn du nach Berlin ziehst. Kommt es zum Strafverfahren gegen dich, so muß der Brief bei die Symphonie der Richter gewinnen und deiner Gegnerin schaden. Denn, wer ihn liest, muß zugeben, deine Wünsche sind befriedigt. Wer sie abschlägt, der ist hart. Aber, wenn du das Herz auf dem rechten Fieck hast, so kommt es nicht zum Prozeß. Wichtigstens nicht in Berlin und nicht vor deutschen Richtern.“

Dieter sah die Freundin verständnislos an.

„Mein — Junge — rief sie und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Teller, Köffel und Löffel klirrten. „Es kommt nicht dazu! Die Frau fordert dich heraus, verhöhnt und kränkt dich. Gut also. Kampf. Nimm ihn an. Mit allen Wffen, die er fordert. Nimm ihn das Kind. Entführe es im Flugzeug, wenn es mir her. Und fahre es hier bei mir — ich schwöre dir, sie soll es nicht wiederfinden. Dafür steh ich dir gerade. Sie findet es nicht mehr. Dann soll sie mich verklagen, hier in Dänemark. Hier bekommt sie nicht Recht. Das weiß ich.“

Dieter sah harz ins Leere. Die Baronin hatte nach nicht das Gefühl, ihn überzeugt — ihn zur Tat bestimmt zu haben.

„Mein“, rief sie, „es gibt gar keine andere Lösung. Ich sehe doch, wie die Sehnsucht an dir zieht. Du findest keinen Frieden, ehe du mit dieser harten Frau um dein Kind gekämpft hast. Es bleibt dir kein anderer Weg, sie zwingt dich zu diesem.“

Noch immer schwieg er — brütete vor sich hin.

„Was verflucht du denn?“

„Den Stundal“, sagte er leise.

„Der trifft doch nicht dich. Er trifft die Frau. Sie allein hat durch rechtlich Denkerbe muß ihr die Schuld auf sich laden. Nimm den schlimmsten Fall an. Dieter — nimm an, die Richter dort bei euch prädden dich schuldig. Wenn — das ist lo gewiß, wie die Sonne scheint — dann müßten sie dir das höchste Maß mildernder Umstände gewähren. Gut, so geh du ein paar Wochen ruhig ins Gefängnis. Das schadet deiner Ehre nichts. Du bist als Richter in die Freiheit zurück, als ein Mann, der eine Frau, um einer Tat willen, zu der ihr Vaterliebe zwang. Aber darin darf es ja gar nicht kommen. Das wäre doch der schlimmste Fall. Du müßt das Kind hierher schaffen. Und haben wir es hier — dann wird, ich bürgte dir dafür, keine Rede sein von Strafe und Gefängnis. Hier bei uns, das wirst du sehen, bist du im Recht und wirst du siegen.“

Dieter fand auf. Noch einen Augenblick sah er hilflos vor sich hin. Dann nickte er und reichte der Baronin beide Hände.

„Du hast recht, Mutter. Mir bleibt nichts anderes übrig. Ich reize übermorgen. Ich hole mir mein Kind.“

Die Baronin sah Dieter mit einem Blick an, als wollte sie sagen: Endlich!

In dieser Nacht fuhr Frau Iselotte Winterthur mit einem Schreien aus dem Schlaf hoch. Sie machte sich in ihrem Schlafzimmer geängigt um, warhete neuwäg in die Stille.

Nichts regte sich. Sie sah auf die Uhr. Drei.

Wie ihr Herz klopfte. Sie hatte geträumt. Ein Mann war in der Nacht in ihre Villa eingedrungen, um Frauen zu rauben. Aufällig wachens Vater, dieser verzweigte Spieler, der, seiner Schulden wegen, ins Ausland hatte flüchten müssen. Sie hatte im Traum gesehen, wie er in Ludens Schlafzimmer eindrang und auf des Kindes Bett loslag.

Es war ein Abenteuer — und man durfte ihm wohl das Hebelite zutrauen. Der Gedanke an diesen Mann, der ab und zu trübselig Annäherungsversuche gemacht hatte, wohl unter dem Vorwand, er behnte sich nach seinem Kinde, hatte sie schon seit langem geliebt und geängigt. Wie war sie erschrocken, als ein Brief aus Dänemark antam. Zu fatal, daß der Mensch in solcher Nähe lebte. Zur wäre wohl, er läge in Amerika, so weit fort jedenfalls, daß ihn nicht eine zehnkündige Reise hierher bringen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Kommunisten und Leipziger Waffendiebstahl

Von der Kriminalpolizei Leipzig wird uns wie folgt berichtet: Die ununterbrochen fortgesetzten kriminalpolizeilichen Ermittlungen in der Waffendiebstahlsache haben vorläufig folgendes Ergebnis gehabt: Etwa Ende Januar d. J. hat der Tarnungsbildner K. v. M., der bei der Lagerverwaltung der Reichswehr beschäftigt war und sich in Geldmangel befand, auf dem Rufe der SA in Leipzig die Waffe in der Franzosenstraße-Haus die Waffen der Reichswehr dem Stadtratsordnen Hofmann zum Kauf angeboten. Als Preis für den Vorrat wurden von 3000 Mark gefordert. Hofmann erklärte ihm, die Sache ließe sich machen, aber er selbst wolle nichts damit zu tun haben. Vielmehr vermittelte er, eine Bekanntschaft zwischen Hofmann und dem Mitglied der Kommunistischen Partei und früherem Koffrentkämpfer Ernst Döring, der im wesentlichen die Verhandlungen geführt und dem K. noch vor Auslieferung des Waffens 3000 Mk. übergeben hat. Nach der Tat hat Döring dem K. weitere 500 Mk. übergeben. Die restlichen 1200 Mk. sollte K. noch erhalten.

Die Waffen sind bereits am Abend des 22. Februar mittels eines Chevrolet-Lieferwagens unmittelbar aus dem Lagergebäude heraus abtransportiert worden. Schon jetzt kann gesagt werden, daß die Behauptung, der ganze Diebstahl ginge auf die Tätigkeit eines Spießes zurück, jeder Begründung entbehrt. Vielmehr war der erste Anlaß zu dem Diebstahl die Geldnot des Herrn Hofmann, der zweifellos über keine Verhältnisse gelebt hat. Döring und Hofmann sind inoffiziell worden und werden, wie die übrigen an der Sache Beteiligten, dem Herrn Oberreichsanwalt zugewiesen, der von sich aus die Bestellung eines Untersuchungsrichters in dieser Angelegenheit beantragt hat.

Steuerkalender für den Monat März 1930.

- 1. März: Zahlung der Haussteuer nebst Wohnungsabgabe und Mietzinssteuer für 1929. Aus der reinen Haussteuer sind gleichzeitig Kreis- und Kirchenumlagen zu entrichten. Endtermin für die Zahlung 15. März. — Einlieferung der Vermögensbescheinigungen der Wohlfahrtsämter und des Arbeitsamtes für 1929, auch wenn die Steuer gekündigt ist. Auf die geänderte Bekanntmachung wird verwiesen.
- 5. März: Steuerabzug vom Arbeitslohn für die Zeit vom 1. bis 28. Februar. Arbeitgeberunternehmer angeben, Einreichung der Anmeldung über die im Februar einbehalten Lohnsteuer nach dem bei den Finanzämtern erklärten Steuersatz.
- 11. März: Letzter Termin zur Anmeldung und Zahlung der Viehversicherungsteuer für Februar jeweils der Bantageschäfte, die monatlich abtreten.
- 20. März: Steuerabzug vom Arbeitslohn für die Zeit vom 1. bis 15. März. Arbeitgeberunternehmer angeben.
- 31. März: Ende der Frist für Anträge auf Lohnsteuererstattung 1929 wegen Verdienstauffalls oder wegen beider wirtschaftlicher Verschärfung. Bis zu diesem Tage sollen auch die Anträge auf Erstattung des Steuerabzugs vom Kapitalertrag durch Kleinrentner gestellt sein.

Kampf gegen Windmühlenflügel.

Der andauernde Juzziq nach Berlin.

Berlin, 5. März. Die Reichshauptstadt macht fast täglich die größten Anstrengungen, die in ihren Mauern herrschenden ungeheuren Wohnungsnot zu heuern. Trotzdem ist eine Verringerung der Wohnungsnot nicht eingetreten.

Die Gründe hierfür sind, wie aus dem Jahresbericht der Wärdinern hervorgeht, der jetzt dem Wohnungsausschuß des Reichstages vorliegt, hervorgeht, zum größten Teil in dem starken Juzziq nach Berlin zu suchen.

In den Jahren von 1924 bis 1929 sind insgesamt 137 331 Wohnberechtigungsscheine an neu hinzugezogene Wohnungsberechtigte erteilt worden, während in der gleichen Zeit Hauszinssteuerhypotheken nur für 111 816 Wohnungen

vergeben werden konnten. Die Anzahl der beliebigen Wohnungen bleibt daher hinter der Zahl der zugezogenen Wohnungslünder erheblich zurück. Daraus folgt, daß nur der an sich bereits bestehende Wohnungsmangel zu hoch werden kann, sondern aus darüber hinaus nicht einmal die Wohnungen erfüllt werden können, für die ein Neubau absehbare Zeit hintritt. Wie in dem Bericht vorgehoben wird, läßt sich hierzu nur ein Wandel der Verhältnisse, daß das gesamte Hauszinssteueraufkommen in Berlin ohne Abgabe an den Staat ausschließlich für den Berliner Wohnungsbau zur Verfügung gestellt wird, eine solche Forderung ist seitens des Berliner Magistrats und bereits an die preussische Regierung herangetragen worden.

Nach den Vorstellungen des preussischen Finanzministers dürfte aber Berlin mit seinem Verlangen bei der Staatsregierung kaum die erforderliche Gegenliebe finden.



Käse beim Plebenmontagszug.

Etwa eine halbe Million Menschen wohnten dem impopulanten Käse Plebenmontagszug bei, der diesmal sehr wichtig nach dem Motto: „Die Welt im Jahre 2000“ zusammengestellt war. Unser Bild zeigt eine lustige Regabundengruppe im Juzziq.

Es ist verboten ...!

Wir wissen ja gar nicht, was alles verboten ist! Zum Glück haben wir es im Gefühl, daß wir vieles und jenes nicht tun dürfen, und tun manches nicht, weil wir uns irren. Zwar: bei uns finden sich reichlich genug Zettel, Anschläge, Wegweiser, die uns das laudbare, „Es ist verboten!“ zurufen. Aber im Grunde gehen diese Wegweiser, kann man sagen, doch nur einen Bruchteil jener Verbote wieder, die uns einengen und uns auf Schritt und Tritt verfolgen. Man lächelt im Auslande über die vielen Verbote in Deutschland, obwohl sicherlich in allen Ländern die Verbote nicht geringer an Zahl sind, nur daß sie vielleicht nicht an so vielen Orten zu sehen sind. Da wir nun einmal in der Zeit der Reformen leben, ist es verständlich, daß man auch die Polizeiverordnungen reformieren will und sorgsam prüft, was inzwischen überflüssig geworden ist. Es hat sich nämlich ergeben, daß die Anzahl der Verordnungen unangemessen war, daß die Polizeigründe nicht einmal alle Verordnungen konnten und infolgedessen neue Verordnungen ergingen, die entweder das gleiche jagten wie die vorgelegten, unbekannt, oder sich sogar den Luxus leisteten, gerade das Gegenteil von dem zu bestimmen, was einmal bestimmt war. Man hat etwas außer Acht und 3937 Verordnungen aus den Jahren 1920 bis 1929 allein in Preußen beseitigt. Und das seltsame, es fiel gar nicht auf, daß wir von fast 4000 Verordnungen befreit worden wären. Demnach müßte doch noch genug vorhanden sein und ausreichen, uns einzuengen und einzuschüchtern. Doch die Reform geht weiter. Sagen wir, in kurzer Zeit werden wir von insgesamt 10 000 Polizeiverordnungen weniger befreit und wissen es gar nicht. Muß man da nicht die Frage stellen, wozu eigentlich diese

viele Verordnungen waren? Waren sie nur erlassen, damit einige Bürokraten Befähigung hatten? Entstanden sie nur dem Arbeitseifer unermüdlicher Polizeioorgane? Sie waren aber da, und man wird ihnen hat es gelegentlich verdrückt, daß es Bestimmungen gab, die jede Klage unterdrücken konnten. Man dürfte sich nicht zu moßig machen, denn sofern man sich vor den Beförden sicher fühlte, framtete diese irgendeine alte Verordnung heraus und erhellte das Recht, einzufahren und den unbedeutenden Mann nach einer Verordnung aus dem Jahre anno dazumal zu schicken. An unserer Zeit schienen die vielen Verordnungen tatsächlich nur noch dazu da zu sein, gelegentlich Auftritte zu werden. Und dieses bedenkend, wird man, wenn man auch nichts von der Beseitigung der 10 000 Polizeiverordnungen verlipzt, ruhiger sein dürfen, denn es ist immerhin möglich, daß man jetzt nicht mehr aus dem Hinterhalt mit einer unralen Polizeiverordnung erdolcht wird.

Neue Zeitschriften.

Wer ist beliebt? Das ist eine Frage, mit der sich jeder schon auseinandergesetzt hat. Wie groß ist die Freude, wenn ein Bekanntheitsband unter den Wälden solche sind, die sich allgemeine Beliebtheit erkaufen und dadurch der höchsten Sozium im Voraus gekauft ist.

Man kann es daher verstehen, daß viele Menschen bestrebt sind, ebenso beliebt zu werden wie diese Verordnungen. Die Frage, wer die einzelnen so bestimmen kann, sich größerer Beliebtheit zu erfreuen, wird in sehr unterhaltender Art durch Dr. W. Gerstlich in der Märzausgabe von „Westermanns Monatshefte“ erörtert.

Das Heft bringt außerdem wieder eine Auswahl interaktanter, allgemein beliebter Beiträge über „Mode und Sport“, „Rechtliche schöne Frauen“, „Wetter und Raum“, „Wende der Luftfahrt“.

Eine Arbeit des berühmten Romanistikers Walter Bloem zeigt die Ergebnisse seiner Amerikareise.

Denn dem Erleger des Jahreskreis der europäischen Zeitschriften, Ernst Wiesner, gelangt die spannende Novelle „Der Spinnstern im Mond“ zum Abdruck.

Was „Westermanns Monatshefte“ besonders auszeichnet, das ist die unübertreffliche Auswahl der besten und einflussreichsten Bilder, die man oft betrachtet kann und die immer wieder Freude machen.

Es ist zu begrüßen, daß der Preis von Mf. 2.— den Entschluß, „Westermanns Monatshefte“ zu beziehen, erleichtert. Unsere Leser erhalten ein Probeheft mit 6 Kunstblättern und 50–60 ein- und buntenfarbigen Bildern gegen Einzahlung von 30 Pf. Porto an den Verlag Georg Westermann in Braunschweig.

Sollte es wider zu wünschen sein, daß noch mehr unserer Leser von dieser Vergünstigung Gebrauch machten, damit sie einen Einblick in diese einjährig schöne führende Monatszeitschrift gewinnen.

Bevers Mobelkäufer. Auf einem Gang durch die Stadt, wo man den Auslagen der großen Kaufhäuser sehen darf, sind Beobachtungen für Frühling und Sommer die Käufer finden, wie sie jede Frau davon überzeugen, daß sich in der Mode ein großer Wandel vollzogen hat. Die Zeit ist vorbei, in der Großmäntel und Hosen im Frühjahr, kurze im Sommer, lang im Herbst, die Mode ist abendlicher, mannigfaltiger geworden, sie bringt wieder längere Kleider von anscheinlicher Weite, sie bevorzugt wieder weiche, fräuliche Formen, die männliche Note ist nicht mehr zu vermissen. — Für jede Frau, die auf ihr Aussehen Wert legt, gibt es nun, ihre Herberbe der neuen Mode anzupassen, sie muß ändern, umarbeiten, Neues schaffen. In Bevers Mobelkäufer Band 1, der letzten erschienen ist, findet sie einen ganzschönen Berater in allen Kleidungsfragen. Der 10. farbigen Seiten zeigt er die schönsten Schöpfungen der Frühjahres- und Sommermode und bringt auf einem doppelseitigen Schnittmusterbogen 20 der beliebtesten Modelle.

Bevers Mobelkäufer Band 1, „Damenkleidung“ ist zum Preise von Mf. 1,40 überall erhältlich, auch auch direkt vom Verlag Otto Meyer, Leipzig, Weststraße 72.

Prinzipalstimmung gibt das neueste Heft der „Gartenwelt“. Ein lustiges „Schachspiel“ des Hermanns in Wort und Bild gibt George H. Robbe, S. v. Mann erzählt einem Wärdinern Freund von den Prinzipalstimmung der Berliner. Eine kleine Novelle von Heinz Stagemat bringt einen erhellenden Einblick in den schäferischen Lebenslauf, auch noch bringt aus dem Ausland ein interessantes. Ein nachgelassener Liebesbrief Clara Nagels erzählt von den Wärdinern der hiesigen Hauptstadt. Ingenieur Otto Fappelmaier gibt guten, sachkundigen Rat für die Wohnung von Schättern, die elektrischen Anschlüsse, Gasverhältnisse, Mobelkäufer zeigen die neue Frühjahrsmode — man sieht, die neue „Gartenwelt“ bringt immer etwas, dabei konnte hier nur ein Auschnitt aus dem Inhalt des Heftes gegeben werden.

Evas Entführung

Roman von Hans Land.

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Anglistar wirkte so stark nach, daß sie aus dem Bett stieg, ins Nachzimmer ging, dort Licht machte und der erschrockenen Pflegerin des Kindes leise zuflüsterte, sie habe geschnitten, Eschen ruhen zu hören. Dann schickte sie an des Kindes Bett, sah es, in friedlichem, gelindem Schlaf, mit roten Backen tief und langsam atmen. Da schickte die Frau zurück, noch wieder in ihr Bett.

Lies aber das Licht noch lange brannte. Sie war unruhig geworden, fürchtete sich. In der großen, weiten Villa schickte sie zur Nachtzeit mit Eschen und deren Pflegerin allein im ersten Stock. Der alte Diener, der Daniel, die Köchin und das Stubenmädchen schliefen oben im Dachgeschoss. Unten wohnte der Gärtner mit seiner Familie, und der Schaffner im Garagengebäude, zweihundert Meter entfernt, ganz hinten im Park.

Nein, so ging das nicht weiter. Sie mußte für besseren Schutz sorgen. Freilich kontrollierte der Wärdin der Schließgesellschaft zweimal täglich die Nacht für Grundstücke — aber selten hörte sie ihn auf seinem Kontrollgange.

Die Villa mußte einen besonderen Wächter erhalten. Mit einem scharfen Hunde sollte er Wache halten, Nacht für Nacht. Sie dachte größeren Sicherheitsgefühls. Seitdem ihr Mann gestorben war, fürchtete sie sich oft, besonders nachts in diesem großen Hause.

Die unteren Räume sollten mit Eisenriegeln vor Türen und Fenstern gesichert werden. Aber sie mußte noch mehr tun. Der Schreckstraum, den sie schon gehabt, wies es darauf hin. Eschen mußte geschützt werden, Lag es denn nicht im Bereiche der Möglichkeit, daß Eschens Vater, den sie mehrfach bei seinen Annäherungsversuchen so lächerlich abgemerkt, zu einem Gegenstande ansetzte, zu einer Gewalttat sich hinreizen ließ. Wie die Dinge jetzt lagen, war es verlosch, wenn er gegen Billi nach ihr eindrang, um ihr das Kind zu rauben.

Franz Viselotte Winterthur hatte das sichere Gefühl, daß sie von Doktor Wildbrunn Seite Böses zu gewärtigen hatte. Sie kannte ihn nicht, hatte ihn nie gesehen. Mönte er, es könne sein, daß er sich ihre Abwesenheit nicht ohne weiteres gefallen ließ, sie nicht ruhig hinnahm.

Warum fürchte ich mich vor dem Manne? fragte sich Viselotte. Ich habe wohl ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber.

Es war wirklich hoch an der Zeit, daß etwas gescheh. Viselotte ließ sich der Maaßnahme, weil sie nicht längst schon Vorkehrungen getroffen hatte.

Ohne Sämen tat sie das. Eiserne Schereengitter kamen vor alle Türen und Fenster des Erdgeschosses. Ein bewaffneter Wächter mit Hund wurde für den Nachtstich der Villa bestellt. Alarmglocken wurden gelegt, deren Leitungen vom Schlafzimmer ins Gatterhaus zum Gärtner und ins Garagengebäude zum Schaffner führten. Viselotte ließ einen Kontakt auf ihrem Nachtschlafen anlegen, der ihr ermöglichte, die ganze Villa durch den Druck auf einen Knopf im Augenblick zu erleuchten.

Alle diese Arbeiten beschleunigte sie so, daß sie sehr bald vollendet waren. Dann beauftragte sie ein Berliner Detektivbüro mit der unangenehmen Überwachung ihres Pflegelindes. Wenn die Wärdin Eschen im Kinderwagen zu den Anlagen fuhr, wo das Kind in diesen erhellten Linden Lenztagen spielte, so befand sich stets ein Detektiv in der Nähe.

Man erst atmete Viselotte auf. Schlaf wieder ruhig, blieb von Anglistarmeren verloscht.

Vom Doktor Wildbrunn kamen keine Briefe aus Dänemark. Es schien, als habe er sich gesetzt, wohl in der vernünftigen Erkenntnis, daß es unmöglich sei, mit Gewalt etwas auszurichten.

Tatsächlich aber war Wildbrunn bereits in beängstigender Nähe. War in Berlin angekommen, hatte die Schwester Ruth bei der Generalversammlung und landierte von deren Fenster aus das Operationsfeld.

Schnägg gegenüber lag der Eingang zum Winterthur'schen Park. Mit Schwester Ruths Feldstecher, den ihr im Kriegslazarett einst ein sterbender Oberst geschenkt hatte, konnte Dieter, durch Fenstervorhänge gebet, über die jetzt schon malträtierten Räume wie in Eschens Schlafzimmer seinen dessen Fenster um diese jetzt Nachmittagsstunde weit geöffnet haben.

Das Glas glitzerte in seiner Hand. Schwester Ruth hatte gesagt, wenn er hier ein wenig warte, werde er vielleicht das Eschen sehen, denn um diese Zeit pflege es vom Nachmittagsausgange heimzugehen. Dieter nicht. Er überlegte, ob er Schwester Ruth von ihrem Vorhaben Mitteilung machen sollte. Vielleicht, nicht einzuweisen. Um sie nicht mißgünstig werden zu lassen.

Nein, er ließ sie besser aus dem Spiel. Bewachte sie in vor der Gefahr, in ein Strafverfahren verstrickt zu werden.

Während er hinter der Gardine nachdenklich Berzans machte, sprach Schwester Ruth über Frau Professor Winterthur. Die Dame sei gewiß noch nicht durchaus nicht bösartig. Nur, was das Eschen angehe, von sich fränklicher Eifersticht. Weil sie eben das Kind so namenlos liebe, und das lie doch für Eschens Erziehung gar nicht so vorteilhaft. Keine leidliche Mutter treibe mit ihrem Kind zu einem Kaut.

„Auch hat die Frau Professor, wie Sie wissen, aus dem Hause gejagt, nur weil ich Ihnen Nachtschlafen.“ Schwester Ruth sprach ab. Sie packte Dieter am Arm, flüsterte, mit dem Kopfe neigend:

„Da kommen sie. Seute ist die Frau dabei. Gomit fährt die Pflegerin das Kind allein aus.“

Dieter suchte zumachen, hob das Glas an die Augen, sah eine Pflegerin in Tracht, die einen eleganten Kinderwagen schob, — erst dann sein Eschen, ganz in weiß — im weißen Cheviotmantel, weißen Süßchen, weißen Schuhen und Gamaschen — an der Hand einer hochgewachsenen, brünetten Frau in Trauerkleidung.

Jetzt hatten die Drei das Parktor erreicht. Der alte Diener hatte sie sichtlich erwartet. Er eilte durch den Garten nach Eschen, schloß auf und ließ die Pflegerin mit dem leeren Wagen ein. Die Professorin folgte mit dem Kinde. Jetzt verschwand der kleine Juzziq in der Villa.

Dieter war vom Fenster zurückgetreten und auf einen Stuhl gesunken. Gleich lag er da, hielt das Fernglas in der schlafhängenden Rechten und starrte blüher vor sich hin.

Die Pflegerin sprach er höflich auf, reichte Schwester Ruth dankend die Hand und ging.

Dieter fuhr mit der Bahn nach Berlin zurück, erlebte rasch noch einige Einfälle und jagte dann im Luto zum Flughafen in Koblenz.

Dort hatte er sich Tags zuvor mit dem Besitzer eines Flugzeuges bekanntgemacht, der erdödig war, ihn und sein Gefährt gegen einen Betrag von 5000 Mark, plus einem Doppeldecker nach Kopenhagen zu bringen. Der Mann hegte keinen Argwohn, denn Wildbrunn hatte sich durch Billi und andere Schriftstücke hinreichend ausgesprochen.

(Fortsetzung folgt.)



Nebræ-Anzeiger

Ämtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebræ

Erscheint wöchentlich dreimal: Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen: „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“

Bezugspreis für einen Monat: Bei der Geschäftsstelle 1.10 RM — Durch die Post bezogen 1.20 RM.

Schriftleitung: Wiltz, Sauer in Koblentz.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauerische Buchdruckerei, Koblentz.
Geschäftsstelle in Nebræ: Frau Stammann Weis, Markt 34/35.
Fernsprecher: Amt Koblentz Nr. 221. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22832

Anzeigen kosten: die 48 mm breite Millimeterzeile 6 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Restameteil 20 Pf. Anzeigenannahme an Drucktagen bis 12 Uhr mittags.

Bankkonten: Stadtparkasse Nebræ — Bankverein Andern.

Nr 28

Donnerstag, den 6. März 1930

43. Jahrgang

Krisis um hundert Millionen?

Hundert Millionen find keine Kleinigkeit. Sie bedeuten auch im Reichshaushalt, bedeuten für den Steuerzahler eine erkleckliche Summe Geld. Aber diese hundert Millionen find kein Betrag, um deswillen eine Krisis sich lohnt. Um diese hundert Millionen geht es aber jetzt. Es fehlen hundert Millionen für die Sanierung der Arbeitslosenversicherung im Jahre 1930. Wie diese hundert Millionen zu beschaffen sind, um den Reichsanwalt über ein sehr schwieriges Jahr hinwegzubringen, daran geht jetzt der ganze Streit. Oder jedenfalls: diese hundert Millionen find der sichtbarste Ausdruck dieses Streites. Die Volkspartei will hundert Millionen einplanen durch eine Reform der Arbeitslosenversicherung. Auf der anderen Seite wird ein sogenanntes Notopfer gefordert. Welcher Mittelweg gefunden wird, läßt sich noch nicht übersehen. Eins aber ist sicher: Eine Krisis darf es um dieser hundert Millionen willen nicht geben. Denn sonst könnte es sehr leicht passieren, daß eine Wirtschaftskrise eintritt, die ein Vielfaches von den hundert Millionen bedeuten würde. Die Schäden für die Wirtschaft wärd nicht zu übersehen, wie ein solcher Streit solche Wirkungen haben konnte.

Der Ausgangspunkt des Streites ist die Arbeitslosenversicherung. Wir haben im Herbst vorigen Jahres Reformen durchgeführt, die, wie sozialpolitische Sachverständige erklären, dahin geführt haben, daß eine Million Arbeitsloser weniger Unterstützung bezieht als im Jahre 1929. Wir haben rund vier Millionen Arbeitslose. Davon werden durch 3 1/2 Millionen durch die Arbeitslosenversicherung und 2 1/2 Millionen durch die Reichsversicherungsanstalt für Arbeiter (RVA) unterstützt. Die Entlastung der RVA anfangs um diese eine Million bedeutet nun aber keine Entlastung überhaupt, sondern diese Million fällt zu einem sehr erheblichen Teil der Wohlfahrtsfürsorge der Kommunen zur Last. Das sind diejenigen, die in der Krisenzeit stehen, zu der auch die Gemeinden beitragen müssen. Denn das ist doch klar, daß keine Partei, möge sie stehen wo sie will, die Arbeitslosen verhungern lassen kann. Sollen nun noch einmal Reformen der Arbeitslosenversicherung veranlaßt werden? Das ist der Kernpunkt der Diskussion, der durch die Reformen der Kommunalen noch nicht alles in Ordnung ist, was darf man nicht behaupten. Das ist auch gar kein Wunder, und man braucht auch gar keine Schuldfrage deshalb zu stellen. Denn eine Vermaltung, die 3 1/2 Millionen Menschen zu betreuen hat, die auch eine Arbeitsmarktpolitik außerdem treiben soll, und die in so kurzer Zeit auf die Beine gestellt wurde, kann gar nicht fehlerlos arbeiten. Mengenwert bleibt Mengenwert. Und selbst das beste Gelebe würde diesen Zustand wohl kaum ändern. Natürlich gibt es Spartenfehler, und wenn man den Anstrengungen seinerzeit gefolgt wäre, die eine Fortsetzung der Arbeitslosenversicherung in Geschäftskrisen verlangte, wäre sicherlich manches besser. Wie die Dinge aber jetzt liegen, bedeutet eine neue Einsparung eine Leistungsverminderung, und das kann man den Versicherten sehr schwer zumuten.

Es muß aber weiter beachtet werden, daß dieses Jahr 1930 besonders kritisch ist. Einmal steht dieses Jahr unter der Auswirkung des Konjunkturstillstandes. Schon mehrten sich die Zeichen, daß es wieder aufwärts geht. In welchem Tempo und in welchem Maße, darüber ist Prognose sehr schwer. Zum anderen aber kommen in den nächsten Jahren die geringen Kriegsgewinnabschläge auf den Arbeitsmarkt, der dadurch entlastet wird, und dadurch wird auch die Arbeitslosenversicherung entlastet. Das Jahr 1930 ist also als ein Sonderfall in einem Sonderjahr anzusehen.

Nun ist der Gedanke des Notopfers der Beamten und Festbediensteten aufgetaucht. Eine endgültige Formulierung hat dieser Plan noch nicht gefunden, und man kann deshalb über ihn nur sprechen, soweit er bekannt geworden ist. Es ist natürlich einmal ein ethisch nicht zu befreiender Gedanke, daß diejenigen, die von den Befahren der Arbeitslosigkeit überhaupt nicht betroffen sind, in diesem Sonderfall einmal einen besonderen Beitrag leisten, und man könnte sich sehr gut vorstellen, daß es sehr klug gewesen wäre, wenn die Beamten ihre Führer beauftragt hätten, für dieses Jahr ein solches Angebot zu machen. Das ist nun nicht geschehen, und es ist auf der anderen Seite unverkennbar, daß ein Notopfer eine Verzerrung der Beamtenbezahlung bedeutet. Eine solche Verzerrung kann aber nur mit qualifizierter Mehrheit beschloffen werden. Daß eine solche Mehrheit im Reichstag zustande kommt, ist aber kaum anzunehmen. Auch die Sineinziehung der Festbediensteten trägt in mancher Weise den Charakter einer Sondersteuer, der helfen zu vermeiden ist. Die Festbediensteten, worunter wir die leitenden Angestellten verstehen wollen, sind in der Einkommensteuer bzw. dem freiwilligen Beiträge-

tragsbeiträgen benachteiligt. Sie haben vielfach auch jahrelang Angestelltenversicherungsbeiträge zahlen müssen und find dann später über die Versicherung hinausgekommen. Es ist auch nicht einzulehen, warum der Direktor eines Betriebes zu diesem Notopfer herangezogen werden soll, nicht aber der Chef. Wenn schon ein solches Notopfer notwendig und unabwendbar ist, dann muß der Gedanke der Steuererleichterung soweit wie möglich Platz greifen, und dann muß ein Notopfer aller Leistungsfähigen beschloffen werden.

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und hier muß der Weg der Verständigung gesucht werden. Den Druis einer Krisis können wir uns einfach nicht leisten. Die Parteien haben sich genug auseinandergesetzt. Jetzt ist es Zeit, daß gehandelt wird. Das Volk will keine Krise. Es will, daß in der Reichsregierung und im Reichstag sich der Wille zur Einigung zeigt.

Das Suchen nach einem Ausweg.

Berlin, 5. März.

In Berliner politischen Kreisen wird das Communiqué über die gestrige Kabinetsitzung als eine Bezeugung der optimistischeren Beurteilung angesehen, die die parlamentarische Lage selber erfahren hat. Man hat den Eindruck, daß dem Kabinett vom Reichsfinanzminister Dr. Moldenbauer geltend nachmittags ein neuer Vorschlag vorgelegt worden ist. Die lange Dauer der Kabinetsitzungen spricht auch dafür, daß der Vorschlag mit allem Ernst und mit aller Ausführlichkeit diskutiert wurde.

Der neue Vorschlag wird aus guten Gründen geheime gehalten; man kann aber, was ja auch in dem Communiqué angedeutet wird, annehmen, daß er den Forderungen der Deutschen Partei, der rechten Parteien, der Sozialdemokratie Rechnung trägt und auf der anderen Seite für die Reorganisation der Arbeitslosenversicherungsanstalt einen Weg sucht, auf dem die sozialdemokratischen Bedenken berücksichtigt werden. Ein die Rechte würde man ohne eine weitere Erhöhung der direkten Steuern auskommen. Ebenfalls geht man es in politischen Kreisen nicht für ausgeschlossen, daß es heute gelingt, ein Kompromiß herbeizuführen, durch das die Regierungstruppe der letzten Tage beiseite geht.

Nach weiteren Verhandlungen kann das Projekt eines Notopfers als erledigt angesehen werden. Der Plan Moldenbauers steht offenbar eine Prüfung des 100-Millionen-Defizits durch eine Beitragserhöhung vor. Es kommt bei dem Plan darauf an, zwischen den wirtschaftlichen Forderungen der Deutschen Volkspartei und den sozialen der Sozialdemokratie ein Mittel zu finden. Da es gelungen ist, nicht nur die Mitglieder des Kabinetts, sondern auch die Fraktionen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, muß man allerdings noch abwarten.

Grzesinski Nachfolger.

Antstübernahme des Innenministers Prof. Dr. Waentig.

Berlin, 5. März.

Unter der Führung des Staatssekretärs Dr. Wegg veranlassen sich die Beamten, Angestellten und Arbeiter des preussischen Ministeriums des Innern im Festhalten des Ministeriums, um ihren neuen Chef zu begrüßen. Nachdem Staatssekretär Dr. Wegg eine Begrüßungsansprache gehalten hatte, dankte Minister Prof. Dr. Waentig dem Staatssekretär und sagte anschließend u. a.:

Ich habe dies hohe Amt, das ich heute anträte, nicht gesucht. Auf höheren Wunsch habe ich mich in die Besche gefügt, weil der tapfere Streiter ermahnt sie hat räumen müssen. Vielleicht habe ich deshalb schon ein gewisses Recht auf Ihre Sympathie. Dem Verbleib der zwei Männer Seuring und Grzesinski werde ich verziehen, als Minister nachzusehen. Ich weiß, daß ein Chef nichts vorkommen kann, wenn er sich nicht auf jene Mitarbeiter zu verlassen und zu Hilfen imstande ist. Am eins aber bitte ich Sie: Sehen Sie Vertrauen gegen Vertrauen. Für jeden meiner Mitarbeiter wird meine Tür, mein Ohr und — wenn man mich — auch mein Herz offen stehen. Der Dienst an der gemeinsamen Sache soll uns binden. Ich bitte Sie, im Sinne der Freundschaft und vertrauensvoller Mitarbeit mit mir heranzutreten an unsere gemeinsame Arbeit im Dienste von Volk und Staat.

Minister Prof. Dr. Waentig ließ sich anschließend die Angehörigen des Ministeriums vorstellen und trat dann in sein neues Amt an.

Die Errichtung der B. J. Z.

Innere noch Kandidatur Quasnan.

Paris, 5. März.

In nächster Zeit werden die abschließenden Verhandlungen zur Einrichtung der Bank für internationale Zahlungen geführt werden. Sie finden in einer etwas kritischen Stimmung statt, weil man sich über die Ernennung des künftigen Generaldirektors bei der Internationalen der Bankpräsidenten in Rom nicht einig können.

Es scheint, daß die Gläubigeremittanten an dem Plan festhalten, den französischen Delegierten Quasnan zum Generaldirektor zu ernennen. In diesem Fall muß man auf Konsulten bei der bevorstehenden Pariser Konferenz gefaßt sein, denn der Reichsbankpräsident Dr. Schmidt hat unverändert

daran festgehalten, daß die Ernennung eines französischen Generaldirektors als ein Verstoß gegen die Neutralität der Bank betrachtet werden müsse.

Es wird freilich bei den Pariser Verhandlungen darauf ankommen, die Gesamtheit der Personalfragen so zu regeln, daß ein Verstoß gegen die neutrale Stellung der Bank vermieden wird, und vielleicht wird es möglich sein, dann auch die Ernennung des Generaldirektors nicht als eine schwebende Frage zu behandeln. Der künftige Präsident des Verwaltungsrats, der Amerikaner Mac Corrah, lehnt die Garantie für eine neutrale Politik der Bank zu geben und auch der ebenfalls aus den Vereinigten Staaten kommende künftige Vizepräsident Leon Fraier wird in Abredungen aus Amerika als eine durchaus objektive Persönlichkeit bezeichnet. Da von der Errichtung der internationalen Zahlungsbank die Inangabe des Youngplans abhängt, wird es wohl auch im Interesse der Gläubigeremittanten liegen, Konflikte zu vermeiden, durch die Verzögerungen eintreten könnten.

Um freier wirken zu können . . .

Professor Hellpach legt sein Reichstagsmandat nieder.

Berlin, 4. März.

Der demokratische Reichstagsabgeordnete, der Heidelberger Universitätsprofessor und Staatspräsident a. D. Dr. Hellpach, hat seinen Reichstagsmandat niederzulegen erklärt und sein Reichstagsmandat niederzulegen.

Hellpach bleibt aber Mitglied der Demokratischen Partei. Wie von führender Stelle der Partei erklärt wird, richtet sich die Mandatsüberlegung Hellpachs nicht gegen die Demokratische Partei. Hellpach, der auch keine leibliche Kamerader in der Partei niedergelegt hat, habe vielmehr erklärt, daß er unzufrieden mit dem mangelnden Fortschritt wichtiger Arbeiten des Reichstages ist, so u. a. der Reichsreform, der Wahlreform und der Reform des Parteirechts.

„Schlecht angebrachter Nationalismus.“

Gegen die Mitglieder des Saargebietes.

Paris, 4. März.

Die Ausschüsse für den Außenhandel der Handelskammern von Lyon und des Elsasslands haben in ihrer letzten Sitzung die Saargebiet behandelt. Sie erklärten sich für die Beibehaltung des status quo bis zum Jahre 1935 und gaben der Hoffnung Ausdruck, daß das Saargebiet zur Verbindung und wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich beitragen möge.

Frankreich dürfe nicht durch seinen guten Willen wirtschaftlich überfordert werden und Deutschland habe sicherlich kein Interesse daran, den Reichtum des Saargebietes durch die Einverleibung in das Reich zu schmälern. Das Saargebiet selbst aber würde keine in Ausschüssen bestehende Wirtschaft durch einen schlecht angebrachten Nationalismus verlieren. Die Ausschüsse haben sich daher mit der Schaffung des Übergangszeitlich französischen In-



Reich zu schaffen. Paris, 5. März. Die Ministerien des Innern und des Hauses der Reichstagsmitglieder sind in Paris, 5. März, zum Zweck der Beratung der Bank von Frankreich, Moreau, empfangen. Wie viele Besprechungen lassen erkennen, welche Sorge Tardieu im Augenblick erfüllt und welchen wirtschaftlichen und finanziellen Charakter er seinem neuen Kabinett geben will. In der Regierungserklärung, die Tardieu ausgeben und dem Kabinetsrat übergeben will, wird nicht allein auf die Beilegung der Steuererleichterungen hingewiesen, sondern Tardieu wird sich bemühen, bei dieser Gelegenheit Frankreich ein vollständig neues Steuersystem zu schaffen. Sobald das neue französische Kabinett den Kammern vorgelegt sein wird, wird die französische Abordnung für